Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 53.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise Neuß und Grevenbroich

Telephon Nr. 53.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigaben täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund", wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein. Bauernfreund" und das St. Quirinusblatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das Illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem kaufkräftigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neungespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die viergespaltene Reklamezeile 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6½ Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 342. | Redaktion Jos. Grunau. | Dienstag, 24. Juni 1913. (Johannes der Täufer.) | Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß. | 40. Jahrgang.

Der Kaiser und die Tagespresse.

Der Dank des Kaisers für die Huldigungen zu seinem Regierungsjubiläum, für die Begeisterung, mit der sein Ehrentag als nationaler Festtag gefeiert worden ist, zeichnet sich nicht nur durch eine außergewöhnliche Ausführlichkeit, sondern auch durch einen überaus warmherzigen Ton aus. Der Kaiser richtet sich in diesem Dankerlasse an alle vaterländischen Kreise, von den Bundesfürsten bis zu allen Bürgern in Stadt und Land, die den Jubiläumstag in freudiger Teilnahme festlich begangen haben; er gedenkt auch der mit seinem Namen verbundenen Stiftungen, und „mit besonderer Freude auch der in unseren Kolonien segensreich wirkenden Missionen". Zum ersten Male aber ist, soweit wir uns erinnern können, schreibt die „Germania", in einer solchen Danksagung des Kaisers auch der Tagespresse gedacht worden, von der es heißt, daß in ihr „in freundlichen Festartikeln eine patriotische Gesinnung von außergewöhnlicher Stärke zutage getreten ist." Auf die sozialdemokratische Presse kann sich diese Anerkennung des Kaisers selbstverständlich nicht beziehen, denn diese kennt keine patriotische Gesinnung. Die bürgerliche Presse aber, ohne Unterschied der Parteistellung, darf für sich die lobende Anerkennung des Kaisers mit Recht in Anspruch nehmen, wenn auch der Grundgedanke der patriotischen Gesinnung durch eine Kritik im einzelnen, je nach der politischen Stellung des einzelnen Blattes, eine gewisse Färbung des Urteils erfahren mußte, wie es tatsächlich geschehen ist. In der Freiheit der Presse offenbart sich der Wert ihres Urteils, und die Freiheit des Urteils auf der Grundlage patriotischer Gesinnung kann sich die Presse weder im eigenen noch im staatlichen Interesse jemals beschränken lassen. So sehr die Presse dem Kaiser dafür dankbar sein wird, daß er ihre Festartikel lobt, so würde die deutsche Tagespresse dem Kaiser sich noch mehr zu Dank verpflichtet fühlen, wenn er auch den politischen Erörterungen der deutschen Tagespresse sein tägliches Interesse zuwendete, um daraus ein Echo der Stimmungen im deutschen Volke entnehmen zu können. Nicht die „Fürsten-Korrespondenz" und auch nicht die Zeitungsausschnitte, die dem Kaiser vorgelegt werden, können in dieser Beziehung genügen. Die Germania sebst hat vor einigen Jahren die traurige Erfahrung machen müssen, daß



Ein Kapitel des Hosenband-Ordens im Schloß Windsor.
Das englische Königspaar im Zuge.

dem Kaiser ein „Ausschnitt aus der Germania" vorgelegt wurde, der nachher als ein Ausschnitt aus dem Artikel eines andern Blattes festgestellt werden konnte, den die Germania bekämpft hatte. Erst bei einer zufälliger Unterhaltung zwischen dem Kaiser und dem inzwischen verewigten Reichstagspräsidenten Grafen v. Ballestrem ist diese unlautere Machenschaft festgestellt worden, so daß der Kaiser damals auch ein ausgeschnittenes Exemplar der Germania vorgelegt haben wollte — was uns selbstverständlich nur zur großen Genugtuung dienen kann. Wir sind aber nicht so egoistisch, daß wir deshalb nicht allen Tageszeitungen, auch nicht den sozialdemokratischen, den „Zutritt zum Kaiser" wünschen möchten. In der Tagespresse spiegelt sich die Tagesmeinung wieder, und auch davon muß nicht nur die Regierung, sondern auch der Kaiser selbst die gebührende Kenntnis nehmen. Festartikel, wie der Kaiser sie lobt, haben oft einen anderen Klang, als ein Artikel des Tages. Aber in die Grundtendenz soll kein Mißton hineinklingen, der die Harmonie zwischen dem Monarchen und der monarchisch-gesinnten deutschen Bevölkerung stört.

sc. Ein ernstes Mahnwort an alle Eltern und Jünglinge.

Die Propaganda für die Fremdenlegion setzt unbewußt, aber recht gefährlich ein und sie ist geeignet, junges deutsches Blut auf die französischen Sandwüsten nach Algier und jetzt in den Marokkofeldzug zu führen. In der „Woche" und im „Weltspiegel", der Beilage des „Berliner Tageblatt" erschienen kürzlich Bilder des ehemaligen Bürgermeisters von Usedom, Trömel, in den Uniform der Fremdenlegion. Blätter, welche Anspruch erheben, als Familienblatt zu gelten, dürften sich doch in Dingen derart einer größeren Zurückhaltung befleißigen. Solche Reproduktionen können bei jungen Leuten außerordentlichen Schaden anrichten. Wie manchen jungen Gymnasiasten usw., welchem vielleicht wegen einer geringfügigen Verfehlung, eines harmlosen Schulstreiches halber eine unbedeutende Schulstrafe bevorstand, hat schon die Besorgnis vor solcher den Weg in die Legion geführt. Das an sich schmucke Bild Trömels in der kleidsamen Ausgehuniform ist nur zu sehr geeignet, solchen Vorkommnissen erneut Vorschub zu leisten, junges Leben und Hoffen zu zerstören, über Familien schweres Unglück und bitteren Kummer zu bringen. Die genannten Blätter sollten zweckmäßigerweise lieber Abbildungen der Legionäre bei ihren Märschen durch den tiefen Wüstensand in der glühend heißen afrikanischen Sonnenglut und unter dem schweren Druck des Gepäckes, welches eine erheblich höhere Belastung als das deutsche Infanteriegepäck darstellt, bringen, oder Darstellungen von den anstrengenden Arbeitern der Mannschaften, welche mit dem leichten Arbeitsdienst, den unsere Soldaten zu leisten haben, in keiner Weise zu vergleichen sind. Empfehlenswert wären auch Bilder von eingefangenen Deserteuren der Legion, wie sie von einem eingeborenen afrikanischen berittenen Gendarmen mit einer Kette gefesselt neben dem Pferde hergetrieben und dem Truppenteil wieder zugeführt werden. Solche Bilder sind in den Garnisonorten der Legion durchder sind in den Garnisonorten der Legion durchaus keine Seltenheit und lehren die „Annehmlichkeiten" in dieser Truppe recht anschaulich. Neuerdings brachten verschiedene Zeitungen den Abdruck eines Briefes, welcher von einem in Saida lebenden „Deutschen" stammt, der mit Tuntze, wie Trömel sich jetzt nennt, bekannt sein will. Die Art und Weise, in welcher dieser Brief abgefaßt ist, muß, vorausgesetzt daß Trömel-Tuntze seinerzeit bei klarem Verstande gehandelt hat, noch mehr wie bislang dazu beigetragen, unsere Sympathien für die neueste Errungenschaft der Fremdenlegion herabzustimmen, da man in der Annahme kaum fehl greift, daß Tuntze dem Inhalt des Briefes nicht fern steht.

Ein Stimmungsbild aus Bulgarien.

Dem Berner „Bund" geht folgende Originalkorrespondenz aus Philippopel zu, welche ein charakteristisches Stimmungsbild aus jenen Tagen bietet, da die bulgarischen Truppen in den drohenden neuen Krieg mit Serbien zogen. Diese Kriegsgefahr ist heute beseitigt, wenigstens für einmal beseitigt und so mag die obige Schilderung noch als Beleg dafür dienen, mit welcher Freude die ermüdeten Truppen in ihre Dörfer und zu ihren Lieben zurückkehren werden.

Philippopel, im Juni.

Die Transporte der vor Tschataldscha freigewordenen Truppenteile haben schon seit vierzehn Tagen begonnen. Tag und Nacht zirkulierten die Militärzüge. Seitdem aber am 30. Mai in London der langersehnte Frieden endlich unterzeichnet worden ist, werden die bulgarischen Truppen mit fieberhafter Eile von Tschataldscha und Bulair zurückgezogen und nach Mazedonien und an die serbisch-bulgarische Grenze befördert. Auch die bisherigen Garnisonen der Städte werden auf den neuen künftigen Kriegsschauplatz dirigiert. Diese Truppentransporte bieten insofern einige Schwierigkeiten, als sie auf drei verschiedenen Eisenbahnlinien gleichzeitig geschehen müssen und es dazu an den nötigen Wagen fehlt. Deshalb hat auch das Freiwilligenkorps, welches bis jetzt in Bulair stand, den ganzen langen Weg von Bulair nach Serres in mehr als zehntägigem Marsche zu Fuß zurücklegen müssen. Ein Teil der Truppen wird über Dedeagatsch nach Mazedonien spediert, ein anderer Teil über Adrianopel-Philippopel nach Sofia, ein driter Teil benützt von Midia nach Warna die Schiffe und geht von dort mit der Bahn nach Sofia und der serbischen Grenze ab. Die Kavalleristen begeben sich zu Pferd an ihren Bestimmungsort. Die ungeheuren Viehherden, welche den Bulgaren in Tschataldscha und Adrianopel zur Ernährung dienten, folgen mit ihren Hirten zu Fuß den Truppen, da man für sie vorerst keine übrigen Wagen hat. Letzter Tage durchzog eine solche Riesenherde die Stadt. Voran marschierte mit langen, gewichtigen Schritten ein großer Trupp riesenhafter, schwarzer Büffel. Ihnen folgten in langem, unendlichem Zuge Ziegenherden und Schafherden. Von Truppenteilen sind hier in den letzten Tagen durchgefahren: die Divisionen von Sofia, Plewen, Rido, Tundscha und das 4. und 9. Artillerieregiment. Gegenwärtig passiert die Division von Schumen, sowie auch die letzten Teile der zuletzt ausgehobenen 37. Klasse. Dieser Jahrgang allein gibt eine Truppenverstärkung von 60 000 Mann. Auch die Türken, welche ihren Militärdienst von 1892 bis 1903 in Bulgarien absolviert haben, werden zu den Waffen gerufen, was ebenfalls kräftige Männer im Alter von 30—40 Jahren gibt.

Von allzu großem Eifer und Enthusiasmus ist zwar bei den hier vorbeifahrenden Truppen nicht viel zu merken, kalt und entschlossen gehen sie dem neuen Kriege entgegen, da sie sehr gut diszipliniert sind; aber mit unendlich größerem Enthusiasmus wären sie endlich in ihr Heim zurückgekehrt. Eine besondere Taktik der Regierung ist es, jeden Truppenteil durch eine fremde Gegend zu spedieren, möglichst weit entfernt von seinem Heimatort, da sie ein Wiedersehen der Soldaten mit ihren Angehörigen und eine mögliche Revolte beim Vernehmen all der Klagen verhüten will. So befindet sich die Division von Philippopel im Süden bei Kavalla und Serres. Hier war aber vor einigen Tagen das Gerücht aufgetaucht, diese Division würde hier durchfahren, und es war nun ganz ein herzzerreißendes Schauspiel zu sehen wie die aus allen umliegenden Dörfern herbeigeeilten Verwandten Tag um Tag auf dem Bahnhof sich einfanden, um die Vorbeifahrt ihrer Männer, Söhne und Brüder zu erwarten. Man konnte ihnen hundertmal sagen, sie warteten vergebens, die Division von Philippopel sei auf einem anderen Wege befördert worden und befinde sich am ägäischen Meere, die armen Greise, Frauen und Kinder hoffen und warten dennoch täglich stundenlang, auf dem Boden sitzend, die Ankunft der Züge ab, rennen jedem entgegen und bestürmen die hier durchfahrenden Soldaten mit Fragen nach ihren Angehörigen. Diese Soldaten muß man aber gesehen haben; das allein schon lohnt den Gang nach dem Bahnhof. Man kann sich keinen Begriff machen von diesen knorrigen, kräftigen Gestalten, die von Wind und Sonne gebräunt sind wie Indianer, mit struppigen Bärten, mit ihren abgeschabten, vielfach geflickten Uniformen. Ich war heute morgen auf dem Bahnhofe, als ein solcher Transport direkt von Tschataldscha ankam, nachdem er gestern den ganzen Tag und die ganze Nacht durchgefahren war. Lokomotive und Eisenbahnwagen waren mit grünen Kränzen und Sträuchern geschmückt und bis auf das Dach hinauf war alles mit diesen verbrannten Männern vollgepfropft; im vordersten Wagen befand sich die Musik, die mit klingendem Spiel in den Bahnhof einfuhr. Die Mannschaft weiß nur, daß sie nach Sofia berufen wird; etwas Bestimmteres über ihre weitere Fahrt wird ihnen vorläufig nicht mitgeteilt. An der ganzen Tschataldschalinie, wo sich die Bulgaren zurückgezogen haben, kehrt auch die türkische Bevölkerung wieder in ihre Dörfer zurück; sie wird wohl wenig erbaut sein vom Zustand der Dinge; denn die Soldaten erzählten, sie hätten alle Häuser abreißen müssen, um sich den ganzen Winter hindurch wärmen zu können, da es dort gar keine Wälder gebe. Die Wiesen sind natürlich von den Pferden ganz abgeweidet worden.

Die Soldaten hofften, wenigstens jetzt zur Erntezeit einen Urlaub zu bekommen, um das reife Getreide einzuheimsen; aber davon kann nun natürlich keine Rede sein. Die Regierung hat die Absicht, die türkischen Kriegsgefangenen zur Einbringung der Ernte in die Dörfer zu senden.

Wie der Staat aus Salz Geld macht.

(Nachdruck verboten!)

Seit man eine Zubereitung von pflanzlichen Nahrungsmitteln kennt, wendet man hierbei auch Salz an. Uralt, wie das Menschengeschlecht überhaupt, ist auch der Genuß von Salz. Er ist für den Menschen notwendig, weil er dadurch die ohne Salz ungenießbare Pflanzenkost zu sich nehmen kann, was ihm die für seinen Magen erforderliche Abwechslung bietet. Infolgedessen hat das Salz sich eine Stellung von so hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung erobert, daß man es geradezu als für den Wohlstand eines Landes unentbehrlich bezeichnen kann. Es kommt noch hinzu, daß es neuerdings noch eine weitgehende Verbreitung als Viehfutter und Düngemittel gefunden hat, sowie ferner bei zahlreichen gewerblichen und technischen Produktionsprozessen zur Anwendung kommt. Der gesamte Salzverbrauch pro Kopf der Bevölkerung stellt sich jetzt in Deutschland auf etwa 23 Kilogramm im Jahre, wovon 7,57 Kilogramm auf den persönlichen Gebrauch entfallen.

Ein so wichtiger und begehrter Verbrauchsstoff mußte natürlich schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der staatlichen Finanzverwaltungen auf sich lenken. So finden wir in der ältesten Zeit, z. B. schon im alten Rom, die Salzgewinnung und den Vertrieb des Salzes staatlich monopolisiert. Nach Livius soll damit ursprünglich allerdings eine Erniedrigung des Salzpreises zugunsten der ärmeren Bevölkerung bezweckt worden sein; aber schon im Jahre 206 v. Chr. mußte dieses Interesse dem der Staatskasse weichen. Die Salzpreise wurden erheblich erhöht; der Ankauf und Vertrieb war nur den Pächtern der Staatssalinen erlaubt.

Soweit die Salzgewinnung aus Bergwerken geschah, blieb das Salzregal auch im Mittelalter erhalten. Nach langen Kämpfen zwischen Kaisern und Landesherrn verlieh die goldene Bulle (1353) den Kurfürsten das Bergregal des Salzes. Dreihundert Jahre später führte der Große Kurfürst in Brandenburg das Salzmonopol in strengster Form durch. Die Einfuhr war ganz verboten; der Vertrieb im Lande bedurfte obrigkeitlicher Erlaubnis. Es wurden besondere staatliche Niederlagen und Salzkellereien eingerichtet; seit 1765 wurde sogar jedem einzelnen der jährliche Salzverbrauch vorgeschrieben. Er betrug für jede Person des Haushaltes über 9 Jahre 4 Metzen, für jede Kuh oder je 10 Schafe 2 Metzen.

Diese Salzkonskription wurde im Jahre 1816 beseitigt. An ihre Stelle trat 1820 ein einheitlich festgesetzter Preis von 15 Talern pro Zentner Salz, der später für Vieh- und Gewerbesalz ermäßigt wurde. Durch Gesetz vom 9. August 1867 wurde dann in Preußen das Salzmonopol aufgehoben und durch eine Fabrikatsteuer ersetzt. Gleichzeitig gingen auch die übrigen Staaten des Deutschen Zollvereins zur Besteuerung über, und durch das Reichsgesetz vom 16. April 1871 erfolgte dann eine einheitliche Regelung, die auf dem Prinzipe der Produktsteuer in Verbindung mit der Erhebung von Salzzöllen aufgebaut ist.

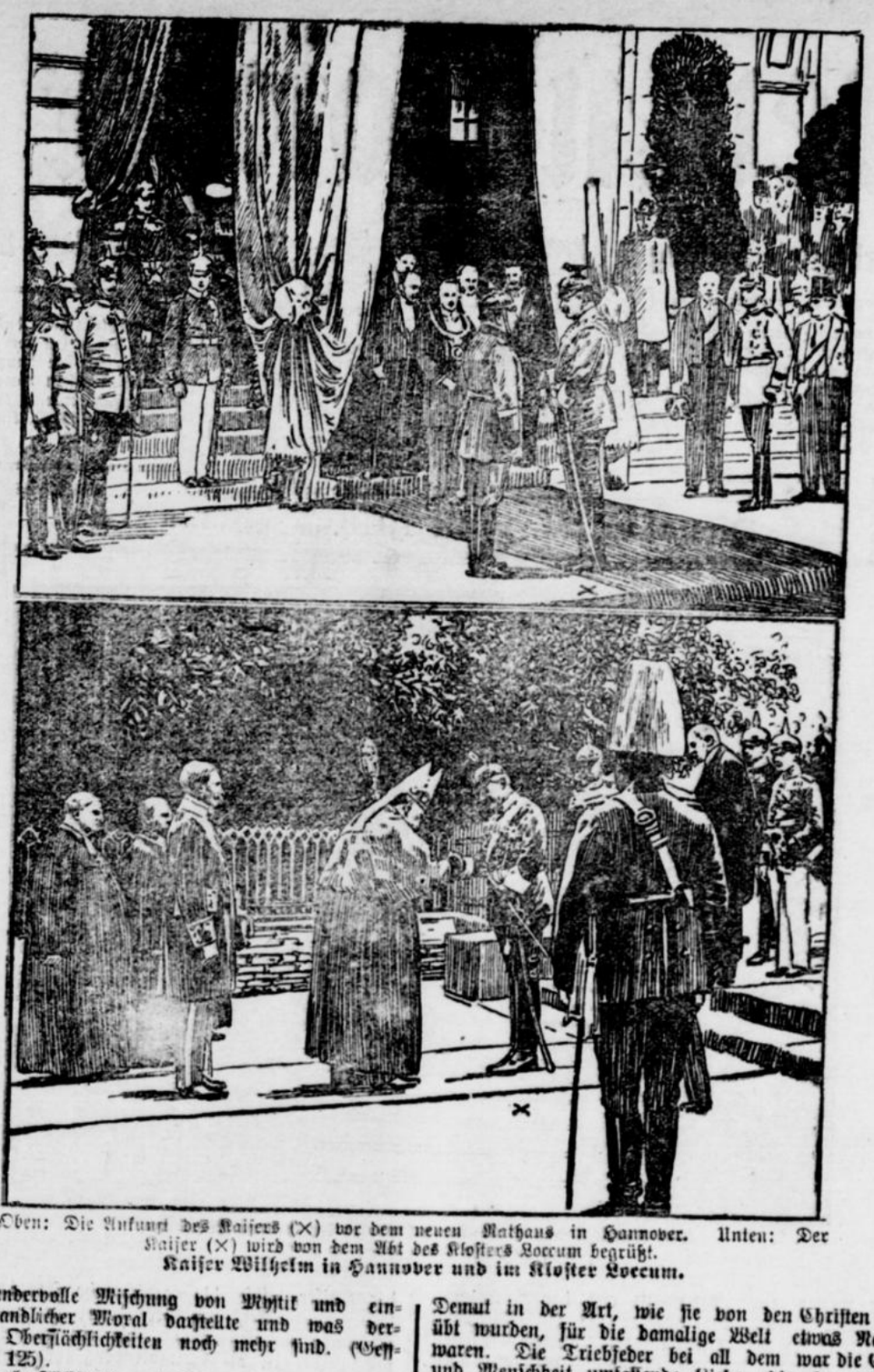
Der Zoll für seewärts eingehendes Salz beträgt 12 Mk., für anderes 12,80 Mk. für 100 Kilogramm, die Steuer beträgt ebenfalls für je 100 Kilogramm 12 Mark. Von ihr sind befreit: das ausgeführte Salz, das zu landwirtschaftlichen Zwecken verwendete Salz, einschließlich des zum Einsalzen oder Nachpökeln von Heringen und dergleichen bestimmten Salzes, das zum menschlichen Genuß unbrauchbare sogenannte „Badesalz" und die Abraumsalze (Carnallit, Kainit usw.) bis zu 50 Prozent Salzgehalt ohne weiteres, die mit höherem Salzgehalt unter gewissen Kontrollen. Die Steuer ist vom Salzwerkinhaber am Ende jeden Monats zu entrichten, wird aber gegen Sicherheit auf drei Monate gestundet. Das zu landwirtschaftlichen und gewerblichen Zwecken bestimmte Salz muß vor der Verwendung denaturiert werden und unterliegt dann keiner weiteren Kontrolle. Der jährliche Ertrag der Salzsteuer und des Salzzolles beträgt etwa 60 Millionen Mark.

Eine gleiche Form der Besteuerung des Salzes, wie sie Deutschland aufweist, findet sich noch in Frankreich und Holland. Der Gesamtertrag der Salzsteuern und -zölle betrug in Frankreich bei einem Steuersatz von 10 Fr. für 100 Kilogramm im Jahre 1910 34 Millionen Fr. Salzmonopol haben in Europa noch Oesterreich-Ungarn, Italien, die Schweiz und die Balkanstaaten. Nur Einfuhrzoll als einzige Salzsteuer haben Dänemark, Norwegen, Rußland, Spanien, Portugal und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gänzlich abgabenfrei ist das Salz in England, Belgien, Schweden und Japan.

Zunächst wird betont, daß Trömel-Luntze freiwillig in die Legion eingetreten ist und gar nicht an Rückkehr nach Deutschland denkt. Es wird dann folgendermaßen weiter berichtet: „Den Rekrutendienst hat er genau wie seine Kameraden versehen. Höchstens durch seinen übertriebenen Diensteifer fiel er auf. Da er sich im Dienst nichts zuschulden kommen ließ und straffrei blieb, hat er bis jetzt ein angenehmes Leben geführt. Denn die vier Ausbildungsmonate sind in der Fremdenlegion verhältnismäßig leicht. . . Es steht fest, daß Trömel in keiner Weise geisteskrank ist. Er hat einen Hang zum Ungewöhnlichen. In der Tretmühle des Kleinstadtlebens hielt er es nicht aus. Auf die Meldung bei der Fremdenlegion verfiel er, da er von jeher ein leidenschaftlicher Soldat war. Weder sein Aussehen noch sein Gebaren hier in Saida läßt auf Anormalität schließen. . . Trömel will Legionär bleiben und hier militärische Karriere machen."

Vorausgesetzt, daß diese Ergüsse des „Deutschen" aus Saida zutreffend sind, worüber man kaum noch im Zweifel sein dürfte, muß zunächst hervorgehoben werden, daß ein ganz eigenartiger Geschmack dazu gehört, sie in einem deutschen Blatt wiederzubringen. Die Zustände bei der Legion erscheinen durch solche Darstellungen, welche durchaus den Tatsachen widersprechen, in einem recht rosigen Lichte. Von einem „angenehmen Leben" in der Legion zu reden, ist eine grobe Unrichtigkeit; jeder erfahrene Mann in Deutschland dürfte doch ganz genau wissen, daß gerade das Gegenteil der Fall ist. Schlecht verpflegt, schlecht bezahlt — der Sold beträgt für den Tag ganze 4 Pfg. — ausgenutzt auf das äußerste, betrogen und gepeinigt von gewissenlosen, rohen und sittlich minderwertigen Vorgesetzten aller Dienstgrade führt der Legionär im wahrsten Sinne des Wortes ein modernes Sklavenleben. Daß die Ausbildungszeit leicht ist, ist gleichfalls unrichtig. Sie wird von sehr vielen Rekruten überhaupt nicht überstanden. Die Leute brechen zusammen infolge der schweren Anstrengungen des Dienstes, welche zahlreiche Brust- und Lungenleiden herbeiführen. Die für die gestorbenen Legionäre bestimmten Stellen der Friedhöfe Algiers reden in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Angebracht wäre es, einmal statistisches Zahlenmaterial über die Todesfälle in den Standorten der französischen Fremdenregimenter zu bringen und diesen Mitteilungen recht weitgehende Verbreitung zu geben. Besonders zur Hölle wird Dienst und Aufenthalt in der Fremdenlegion noch dadurch, daß die Mannschaften, auch wenn sie von Hause aus an Anstand, guten Verkehrston und gute Sitten gewöhnt sind, mit dem Abschaum der Menschheit, gewohnheitsmäßigen Verbrechern, welche sich häufig durch den Eintritt in die Legion dem verfolgenden Arm des Strafrichters entzogen haben, in gleichen Räumen wohnen und leben müssen. Wie mancher der Fahne aus geringfügigem Anlaß entlaufene Rekrut sehnt sich zurück nach dem erheblich leichteren Dienst in der Heimat unter fröhlichen, ordentlichen und gut erzogenen Kameraden und unter der Leitung wohlwollender, väterlich sorgender Vorgesetzter. Wer Schilderungen aus der Fremdenlegion Zurückgekehrter gehört, wer häufig die abgezehrten und siechen Gestalten solcher Leute gesehen, die in der Mehrzahl der Fälle erwerbsunfähig waren, spricht nicht mehr von den angeblichen Annehmlichkeiten des Legionslebens. Ich kann nur sagen, daß die Wiedergabe von Briefen, wie es der angeführte ist, gelinde ausgedrückt, im höchsten Grade bedenklich erscheint.

Man kann wohl mit jungen unerfahrenen Leuten, welche jugendlicher Leichtsinn, unbedachte Lust an Abenteuern, Not, Furcht vor Strafe in die Hände der gewissenlosen Werber für die Legion führten, Mitleid haben. Wenn aber ein ehemaliger deutscher Offizier, der die 30 bereits überschritten hat, sein Amt, seine Familie, seine Heimat im Stich läßt und freiwillig seine Schritte zur Legion wendet, so hört, so schreibt die Kreuzztg. in diesem Artikel zutreffend, wenn es sich nicht um einen Geisteskranken handelt, das Mitleid auf. Ob Luntze der Dienst in Algier leicht oder schwer fällt, ob er sich straffrei führt oder nicht, dürfte den Deutschen wenig interessieren. Desgleichen dürfte es uns kalt lassen, ob er tatsächlich die erhoffte Karriere machen wird. Es ist ja möglich, daß aus naheliegenden Gründen dem Legionär Luntze seine neuen Vorgesetzten mit weitgehendem Wohlwollen entgegenkommen, daß sein Ehrgeiz, für welchen die kleine Stadt am schönen Ostseestrande nicht genügend Raum zur Betätigung bot, dort in Afrika in Erfüllung geht, daß man Trömel in Kürze den Dienstgrad eines Korporals, etwa dem unserer Gefreitenkapitulanten entsprechend, erreichen läßt, unter Umständen auch in absehbarer Zeit ihn zum Sergeanten befördert. Möglich, daß er auch nach einer Reihe von Jahren die Offiziersepauletten erlangt, obgleich mir die Wahrscheinlichkeit dieses Avancements von den Grundsätzen, welche in der Legion für die Beförderung von Nichtfranzosen herrschen, ganz abweisen. Wer in der Legion der Fremden und für die Fremden dient, der versündigt sich an sich selber und am Vaterlande.



Oben: Die Ankunft des Kaisers (×) vor dem neuen Rathaus in Hannover. Unten: Der Kaiser (×) wird von dem Abt des Klosters Loccum begrüßt.

Kaiser Wilhelm in Hannover und im Kloster Loccum.

AK. Konstantin der Grosse und der Sieg des Christentums.

Was man gegenwärtig in der „freigeistig" sich nennenden Presse anläßlich des Konstantinsjubiläums der katholischen Kirche lesen kann, ist alles auf den Ton gestimmt, daß eigentlich der Sieg des Christentums über das römische Heidentum die selbstverständlichste und natürlichste Sache der Welt gewesen sei.

Hier hat einer Seeck gelesen und weiß von da, daß das Christentum gesiegt habe, weil es so ziemlich alles in sich vereinigte, was der damaligen Menschheit teuer war, wozu noch kam, daß es die Mischung von Kultur und Barbarei darstellte, welche die Zeit verlangte! Dort kennt man Geffkens Büchlein über die Werdezeit des Christentums und verkündet mit ihm in der Hand, die Wissenschaft habe die „historischen Gründe" für den Sieg des Christentums erkannt: einmal in der allgemeinen Stimmung der Zeit, die ein Bedürfnis nach Vertiefung des innern Lebens empfand, dann in dem Umstande, daß die neue Religion eine wundervolle Mischung von Mystik und einfacher handlicher Moral darstellte und was dergleichen Oberflächlichkeiten noch mehr sind. (Geffcken S. 125).

Am oberflächlichsten freilich gehen jene zu Werke, welche die Gunst, die der Kaiser Konstantin der neuen Religion schenkte, als ausschlaggebenden Faktor ihres Sieges hinstellen. Wenn diese sich nur die Frage stellen wollten, was denn den Kaiser veranlaßte, der bisher so blutig verfolgten Religion des Kreuzes seine Huld zu schenken? Sie sehen darin lediglich politische Berechnung, fragen sich aber nicht, wie denn das Christentum jene Kreise der heidnischen Bevölkerung gewonnen hat, welche nach ihrer Vorstellung der Kaiser in seine politische Berechnung eingestellt hat.

Mag man über die Stellung des Kaisers zum Christentum urteilen wie immer man will, soviel bleibt sicher:

„Alle seine Taten waren nur Mittursachen für die Beschleunigung des Sieges der Kirche. Der Hauptgrund für denselben lag in der übernatürlichen Kraft des Christentums selber. Auch der ungläubige Betrachter jenes gewaltigen Ringens der Religionen im Römerreiche des beginnenden 4. Jahrhunderts kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Ueberlebende in diesem gegenseitigen Vernichtungskampfe nur das Christentum sein konnte, weil es innerlich über die andern Religionen turmhoch emporragte."

So Krebs in dem Essay „Die Religion im Römerreich zu Beginn des 4. Jahrhunderts", welcher die Einleitung bildet zu der glänzenden Sammlung von Studien von Freunden des deutschen Campo santo, welche Prof. Dr. Dölger (Münster) unter dem Titel „Konstantin der Große und seine Zeit" soeben im Verlage Herder (Freiburg) hat erscheinen lassen.

Jene innere Erhabenheit, welche dem Christentum den Sieg über alles Heidentum verschaffen mußte, lag einmal in seinem Gottesbegriff, der himmelhoch hinausragt über die Göttergestalten des Heidentums, die im Grunde nichts waren als personifizierte Naturkräfte, wohingegen das Christentum Gott als den allmächtigen Schöpfer des Weltalls, des Universums wie als den unendlich Heiligen verkündete; denn in der Frohbotschaft von der Erlösung der Menschheit durch den Opfertod Christi am Kreuze, womit der ganze Plunder des heidnischen Mysterienwesens mit seinem nicht immer reichen Versuchen, ihren Gläubigen eine Erlösung wenigstens sinnbildlich nahe zu bringen, auch nicht auf Sirnsfernen im Vergleich treten konnte und der Menschheit, die „nach Erlösung schrie" (Geffcken S. 12) wirkliche Erlösung gebracht wurde; und endlich in seiner erhabenen Sittenlehre, die sich nicht bloß auf erhabene Gedanken, beschränkte und auf schön gedrechselte Redensarten, sondern neue Menschen zu schaffen imstande war, welche diese Sittenlehre in ihrem eignen Tun verwirklichten und in Taten umsetzten. Man muß schon, will man den Triumph des Christentums verkleinern, seine Moral herabsetzen und zu einer Karikatur entstellen, wie es ja auch von kleinen Geistern geschieht. — Wir antworten auf diese Geschichtsklitterung mit Krebs:

„Demgegenüber hat die Geschichtsschreibung einfach zuzugestehen, daß Mannesmut gegenüber der Obrigkeit bei aller Treue im staatlichen Leben, Tapferkeit, wo es gilt, Werke der Liebe zu üben, oder der Wahrheit Zeugnis zu geben, Hinopferung des ganzen Menschen an sein sittliches Ideal, die Liebe Gottes und des Nächsten, Keuschheit und Demut in der Art, wie sie von den Christen geübt wurden, für die damalige Welt etwas Neues waren. Die Triebfeder bei all dem war die Gott und Menschheit umfassende Liebe, die in solcher Vollendung vor und außer dem Christentum nie und nirgends geübt worden war. Mögen immerhin auch im Christentum Zeiten der Härte und Grausamkeiten vorgekommen sein — tatsächlich hat das Christentum die Welt bereichert durch ungezählte Werke und Einrichtungen der Caritas, wie sie vorher einfach unbekannt gewesen sind" (S. 36 f).

Hier also, an dem Gedankengehalt, an der religiösen Botschaft des Christentums hätte jede Untersuchung einzusetzen, welche die geschichtlichen „Gründe" für den Sieg des Christentums darlegen will. Wo sie das nicht tut und dieses eigentlich religiöse Gebiet ganz vernachlässigt, fühlt sie selbst das Unzulängliche ihrer Erklärung. Ein ganz vortreffliches Beispiel bietet dafür das obengenannte Büchlein „Aus der Werdezeit des Christentums", dessen Verfasser, nachdem er die nach seiner Ansicht „historischen Gründe" für den Sieg des Christentums aufgezählt hat, schließlich mit einem Ignorabimus schließt: „Aber vielleicht ist auch alles dies nur Klügelei und gehört der Sieg des Christentums zu den historischen Wundern, deren Ursachen uns stets ein Ignorabimus bleiben, ein Geheimnis, immer wieder zur Erforschung lockend, immer wieder sich verhüllend, wie das Wesen Jesu Christi selbst." (S. 126).

„Wenn nur jene Leute, welche stets von einer „restlosen", „natürlichen" Erklärung des Christentums und seines Sieges über das Heidentum phantasieren, dieses Wort sich merken wollten!

Der Sturm der englischen Katholiken gegen den Herzog von Norfolk.

Die englischen Katholiken sind politisch nicht eigentlich organisiert. Das Gros derselben gehört von jeher der liberalen Partei an, die die Trägerin des Gedankens der Gleichberechtigung in England ist, eine kleine aristokratische Minderheit dagegen der konservativen Partei. An der Spitze der letzteren steht der Herzog von Norfolk, der zugleich auch als der erste katholische Laie England galt, sobald es um konfessionelle Fragen sich handelte und in ihnen die Stellung eines Laienführers der gesamten Katholiken einnahm. Der Herzog von Norfolk ist als Erbmarschall des Reiches nach dem König und den königlichen Prinzen der höchste Würdenträger des Landes und nebenbei auch noch der reichste Mann Englands. In neuester Zeit macht sich gegen den Herzog, der noch auf dem kürzlichen eucharistischen Kongreß zu Malta der Sprecher des kath. Englands war, eine heftige Bewegung unter den engl. Katholiken geltend. Sie beschuldigen ihn, erst Erzaristokrat und dann erst Katholik zu sein und neuestens hinsichtlich der Home-Rule für Irland an der kath. Sache geradezu als Verräter zu handeln.

„Der Herzog ist — so wird der „Augsburger Postzeitung" aus London geschrieben — ein wütender Gegner der Home-Rule. Man würde ihm dies noch verzeihen, wenn der Herzog im Glauben an eine angebliche Gefahr der Home-Rule für die Sicherheit des Reiches, eine gemäßigte Propaganda betreiben oder seine Antipathie auf Reden im Haus des Lords beschränken wollte. Aber die Katholiken können es nicht ruhigen Gemüts mit ansehen, daß ihr Führer sich an der unloyalen Kampagne der fanatischen Leute von Ulster, der Orangemänner, beteiligt. Ein Hauptargument dieser Ulsterleute, die von dem Anwalt Eduard Carson geführt werden, gegen die Home-Rule ist, daß das protestantische Ulster „nicht unter das Joch, unter die Schreckensherrschaft des Papstes gebracht werden will", unter welches Joch desselben nach den Angaben der wütenden Hetzer das Ulster mit Annahme der Home-Rule käme. Die Ulsterleute sind erbitterte Feinde der Katholiken. Ihr Feldzug besteht, wenn sie nicht gerade mit alten italienischen Flinten kokettieren, in nichts anderem als in gemeinsten Schmähungen der kathol. Kirche, ihres Oberhauptes und ihrer Priester.

Es war ein trauriges Schauspiel, als im vorigen Jahre bei der großen Toryversammlung im Parke des Herzogs von Marlborough der Herzog von Norfolk neben anderen unionistischen Führern saß und zuhörte, wie Ulsterleute gegen die katholische Gefahr wetterten. Die Gärung begann. Doch wurde dem Faß der Boden ausgeschlagen, als eben bekannt wurde, daß der Herzog von Norfolk eine beträchtliche Summe für den Propagandafonds des rabiaten Carson, der eben in der Provinz eine große Lügentour veranstaltet, gestiftet hat. Der Herzog hat sich damit offen mit der Agitation der Orangemänner von Ulster identifiziert. Man greift sich vor den Kopf und fragt, ob denn der Herzog wirklich nicht wissen will, wie in Ulster gegen den Glauben, der dem Herzog angeblich so teuer ist, gehetzt wird. Katholische Arbeiter wurden im vorigen Jahre aus den industriellen Werken Belfasts verjagt. Die Orangeleute schlugen die katholischen Arbeiter, wenn sie sich auf den Werken blicken ließen, nieder und bearbeiteten sie mit Fußtritten, bis sie bewußtlos am Platze blieben. Katholische Läden und Häuser werden in der Provinz Ulster vom Mob angegriffen und demoliert. Selbst die kathol. Schulkinder sind vor den Orangeleuten nicht sicher. Wer auch nur einen Tag in Belfast gewesen ist, wird sicherlich irgendwo das schöne Liedchen gehört haben, das die freundliche Absicht ausspricht, den Papst mit einem Fußtritt ins Wasser zu befördern, und das den Refrain hat: „To hell with the Pope." (In die Hölle mit dem Papst.)

Und dieses Treiben unterstützt der Herzog mit Beiträgen. Dies ist nun dem Gros der Katholiken doch zu viel geworden. Sie sehen, daß ihr Führer in erster Linie Tory ist, und daß sein Katholizismus vor einer politischen Anschauung zurücktreten muß. Es sind bereits mehrere Protestversammlungen veranstaltet worden, in denen man die Stellung des Herzogs scharf verurteilte und ihn aufforderte, seine Stellung als Vorsitzender des katholischen Erziehungsrates niederzulegen. Mit ihm verurteilt man die übrigen Torykatholiken, die der gleichen Ansicht wie der Herzog sind. Doch läßt man den Mut nicht sinken. Man glaubt allgemein, daß der Tag der endgültigen Befreiung des katholischen Irland nahe ist.

Deutschland.

Berlin, 23. Juni.

□ **Die braunschweigische Thronfolge** kann nun endgültig geregelt werden. Prinz Ernst August hat am 20. April 1913 bereits dem Reichskanzler erklärt: „Mit Zustimmung meines Herrn Vaters habe ich meine Anstellung als Offizier im königlich preußischen Heere nachgesucht und Seiner Majestät dem Kaiser und Könige Treue und Gehorsam eidlich gelobt. Darin liegt das Versprechen, daß ich nichts tun und nichts unterstützen werde, was darauf gerichtet ist, den derzeitigen Besitzstand Preußens zu verändern. Diese Sach- und Rechtslage wird in Verbindung mit dem Verzicht meines Herrn Vaters auf den braunschweigischen Thron nach meiner Ueberzeugung die Aufhebung der früheren Beschlüsse des Bundesrat rechtfertigen." Wie wir erfahren, will die preußische Regierung diesen ja längst bekannten, nur von den Welfen hartnäckig geleugneten Verzicht des Prinzen Ernst August für ausreichend halten, um die Thronbesteigung des Prinzen in Braunschweig zu ermöglichen. Ein Verzicht des Vaters des Prinzen, des Herzogs von Cumberland, soll nicht zu erwarten sein. Der Herzog verzichte nicht und es sei auch in neuerer Zeit kein solcher Verzicht von ihm verlangt worden. Das Alter des Herzogs und der Umstand, daß der Prinz Ernst August, sein einziger Sohn und männlicher Erbe, verzichtet habe, ließen es als geboten erscheinen, dem Herzog einen Verzicht nicht zuzumuten. Die Veröffentlichung des Briefes erfolgte zu dem Zwecke, die welfischen Treibereien zurückzuweisen. Der Herzog von Cumberland sowie sein Sohn seien durch diese Treibereien peinlich berührt worden. Hoffentlich wird nun die ganze Angelegenheit schnell erledigt.

Ein neues harmloses Mäntelchen, das allerdings sehr fadenscheinig ist, sodaß der Pferdefuß gleich durchschimmert, hat die Sozialdemokratie erfunden, um gegen den Religionsunterricht bei der Jugend anzukämpfen. Sie redet von der „Spruchpest" und wendet sich dagegen, daß in der biblischen Geschichte den Kindern das Auswendiglernen aufgezwungen wird. In der sogenannten „Erziehungsbeilage" — „Das proletarische Kind", der „Düsseldorfer Volkszeitung" heißt es u. a. in der Juni-Nr.:

„Man sagt, die Religion sei notwendig, der Sittlichkeit willen — nun gut, wird man sittlich besser, wenn man Ahab von Ahas, Elieser von Eleaser, Ahimelech von Abimelech unterscheiden kann, wenn man von Moabitern, Midiamitern und Amalekitern, von der Hexe zu Endor oder von Bileams Eselin zu berichten weiß? Was hat das mit Sittlichkeit zu tun? Und was soll sich das Kind denken, wenn es lernt: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute", oder: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz, und laß meinen Augen deine Wege wohlgefallen." Gar nichts kann sich das Kind denken, es sei denn etwas Törichtes. Hier hört alle und jede Berechtigung des Auswendiglernens wie der Religionsunterweisung überhaupt auf, hier hat man es mit bloßer Wortdrescherei zu tun, hier wütet die Spruchpest verheerend wie eine Seuche."

Allerdings, wenn man sich auf das Auswendiglernen allein beschränken wollte, so lohnte es sich kaum der Mühe. Aber, ein Lehrer, der damit seine Aufgabe erschöpft sähe, würde seines Amtes nicht wert sein. Da gilt es eben, das Kind in die Ge-

schichte und Entwicklung der Religionsgeschichte einführen, ihm den Zusammenhang des göttlichen Wirkens im Menschengeschlechte klarzulegen. Dazu ist die Kenntnis der biblischen Geschichte notwendig. Aber darum geht es den Sozialdemokraten gar nicht. Für sie soll es überhaupt, wie es ja oben auch ausdrücklich zugegeben, keine Religionsunterweisung geben. Das ist der Pferdefuß unter dem neuen Mäntelchen der „Spruchpest"! —

Graf Hoensbroech, der Wandelbare, erhält vom „Berl. Tagebl." an dem er bisher mitarbeitete, folgenden Abschiedsbrief: „An die Adresse des Vorstandes der Fortschrittlichen Volkspartei veröffentlicht Graf Hoensbroech einen offenen Brief in der „Post". Der Herr Graf sagt darin der Partei, der er zurzeit noch angehört, eine Reihe saftiger Grobheiten, weil sie den Kampf gegen die Reaktion in Preußen nicht als einen Scheinkampf, sondern mit allen tauglichen Mitteln geführt und daher auch ein taktisches Zusammengehen mit der Sozialdemokratie nicht verschmähte. Der ehemalige Jesuit Hoensbroech — der über die Chefredaktion der antisemitisch-nationalistischen „Täglichen Rundschau" zur nationalliberalen Partei kam, ihr aus unbefriedigtem Ehrgeiz den Rücken kehrte und die Fortschrittliche Volkspartei mit seiner Mitgliederschaft beehrte und gegen den Parteiwillen in Osnabrück kandidiren und, erfreulicher Weise durchzufallen — scheint über die „Post" den Anschluß an den Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie zu suchen. Da die Fortschrittliche Volkspartei leider kein Mittel hat, die Entwicklung des Grafen Hoensbroech durch Nachhilfe zu beschleunigen, wird sie sich begnügen müssen, sie mit ihren besten Segenswünschen zu begleiten. Möge der Exjesuit bald und sicher im schwarzblauen Ringe landen!" So mußte es kommen, nur rechts kann man den Grafen nicht brauchen. Aber warum nimmt denn die Volkspartei so ganz unbesehen alles und jedes Abfallholz auf?

□ **Gewerkschaftliche „Neutralität".** Mit einer Festigkeit und Entschiedenheit, die in der wirklichen Lage der Dinge nicht den mindesten Anhalt hat, verteidigen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine den Grundsatz ihrer angeblichen religiösen und politischen Neutralität. Aber immer wieder zeigt sich der Pferdefuß. Der „Gewerkverein", das Zentralorgan der Hirsch-Dunckerschen, z. B. veröffentlicht eben wieder (Nr. 46) einen Artikel: „Das Ergebnis der preußischen Landtagswahl", der geradesogut in einem Freisinnsblatt stehen könnte, und in dem es heißt: „Es bleibt alles so, wie es war. Konservative und Centrum haben eine unerschütterliche Mehrheit. Sie werden also dem Kurse der preußischen Politik und damit indirekt selbst der Reichspolitik ihren Stempel auch weiterhin aufdrücken. Das bedeutet Stillstand, wenn nicht Rückschritt in unserer weitern kulturellen Entwicklung." Was übrigens die „Entwicklung" der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine anbelangt, so ist es trotz des Alters dieser Organisation damit nicht weit her. Im letzten Jahre vermochten sie ihre Gesamtmitgliederzahl nur um 1500 zu steigern und zählten am Ende des Jahres 109 225 Mitglieder in 2142 Ortsvereinen. Die meisten Mitglieder entfallen auf den Verband der Maschinenbau- und Metallarbeiter (44 604) und den Fabrik- und Handarbeiterverband (17 997). Alle übrigen Verbände stehen unter 10 000 Mitglieder, eine ganze Reihe unter 2000 und unter 1000. — Also die vielbeteuerte „Neutralität" zieht anscheinend wenig!

Eine zeitgemäße Mahnung an das Handwerk finden wir in folgender Zusendung:

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Handwerker unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen um seine Existenz schwer zu kämpfen hat. Seine bescheidenen Einkommensverhältnisse werden in der Regel gerade hinreichen, daß er für sich und die Seinigen den täglichen Lebensunterhalt bestreiten und seinen sonstigen Verbindlichkeiten nachkommen kann. Mit Besorgnis und mit schwerem Herzen denkt deshalb so mancher Handwerker an die Zukunft, und der Gedanke, was wird aus den Meinigen, wenn ich einmal gestorben bin?, läßt ihn gar oft nicht ruhen. Und doch, es gibt ein Mittel, das es auch dem Handwerker ermöglicht, der Zukunft ruhiger entgegensehen zu könen. Dieses Mittel ist die Lebensversicherung. Durch den Abschluß einer, wenn auch nach Maßgabe seiner Verhältnisse nur bescheidenen Lebensversicherung kann der Handwerker ein Kapital sicherstellen, das nach seinem Ableben die Familie der ersten Nahrungssorgen enthebt und den Weiterbetrieb des Geschäftes in die Wege leitet. Handwerker, benützet deshalb die segensreiche Einrichtung der Lebensversicherung! Ihr erfüllet damit eine soziale und eine christliche Pflicht!



Oben: Derwische und Hodschas an der Spitze des Trauerzuges. Unten: Die Aufbahrung Mahmud Schefket-Paschas und seines ermordeten Adjutanten Ibrahim-Bei.

Die Beisetzung des ermordeten Großwesirs Mahmud Schefket-Paschas in Konstantinopel.

Frankreich.

Unmenschliche Kriegführung der Franzosen.

— Die Humanite veröffentlicht den Privatbrief eines Soldaten aus Marokko, wonach ein französischer Offizier nach einem kürzlich bei den Posten von Agourai in der Gegend von Menes stattgefundenen Kampfe 20 Leichen von gefallenen Marokkanern die Köpfe abschneiden und sie auf einer Mauer nebeneinandergereiht einen Tag lang ausstellen ließ. Man verstümmelte die Köpfe noch obendrein, indem man sich darum schlug, ein Andenken von ihnen mitzunehmen, der eine ein Ohr, der andere eine Nase. Noch andere verstümmelten die Leichen der Marokkaner in anderer, höchst schamloser Weise. Der Brief schließt: „Alle diese von Blut trunkenen, vom Pulver berauschten und von ihren Offizieren angereizten Unmenschen vergnügten sich damit, die Leichen der Marokkaner mit ihren Bajonetten zu durchstechen." Von der Humanite zugleich veröffentlichte Photographien zeigen eine Gruppe französischer Soldaten, die mit den Köpfen der Marokkaner in der Hand und zwei französischen Offizieren zur Seite sich haben photographieren lassen. General Lyautey soll über diese Vorgänge bereits eine Untersuchung angestellt haben und der als verantwortlich befundene Offizier seines Kommandos enthoben worden sein.

Aus dem Kreise Grevenbroich.

§ M. Gladbach, 21. Juni. (Strafkammer.) Zeuge Polizeisergeant E. aus Otzerath bemerkte am letzten Buß- und Bettag wie drei Personen sich verdächtig im Felde zu schaffen machten. Einer stand mit dem Gewehr in Deckung, während die beiden anderen das Wild zutrieben. Während zwei Personen unerkant entkamen, wurde der Fabrikarbeiter Josef M. aus Hochneukirch gestellt und ist in erster Instanz, weil vorbestraft, mit 75 M. Geldstrafe belegt worden. Die eingelegte Berufung wurde vom zweiten Richter verworfen. — Ebenfalls wegen Jagdvergehen wurde verhandelt gegen die drei Fabrikarbeiter Simon M. aus Spenrath, Johann J. aus Hochneukirch und Peter Sch. aus Hackhausen, welche am 5. Januar cr. im Felde bei Hochneukirch angetroffen wurden und das Revier regelrecht abtrieben. M. trug ein Doppelgewehr bei sich. Alle drei waren wegen Jagdvergehens in erster Instanz mit nur 5 M. Geldstrafe belegt worden, welche dem Amtsanwalt zu gering erschien. Obwohl sie das Ganze als einen Scherz darzustellen versuchten, erhöhte die Strafkammer bei allen drei Angeklagten die Strafe auf je 50 M. Geldstrafe.

§ M. Gladbach, 21. Juni. Schwurgericht. Fabrikarbeiter Walter L. aus Jüchen, seit dem 26. April cr. hier in Untersuchungshaft, ist beschuldigt, am Abend des 25. April cr. daselbst den Weber Vogt mittels Messers derart mißhandelt zu haben, daß der Tod die Folge war. Auf Befragen bekennt sich der Angeklagte schuldig, er will in stark betrunkenem Zustande gehandelt haben. Der jetzt 22½ Jahre alte Angeklagte stammt aus Werden, wurde Fürsorgezögling und kam als solcher vor etwa 4½ Jahren nach Kelzenberg bei einem Landwirt in Stellung. Im vor. Herbst verließ er seinen Dienst und erlitt dieserhalb seine einzige Bestrafung mit 15 Mk. Geldstrafe. Er nahm Kost und Logis in Jüchen und arbeitete in der Spinnerei Busch daselbst. Kurz vor der Tat wurde er dann als Soldat für die Kavallerie ausgehoben. Nach seinen eigenen Angaben hatte er an dem hier in Frage kommenden Abend noch im Garten seiner Kostleute gearbeitet, wobei ihm sein Freund, der Erstochene Vogt, behülflich war, beide hatten noch zusammen Schnaps getrunken. Nach der Gartenarbeit entfernte sich V. und der Angeklagte begab sich mit mehreren Freunden in eine Wirtschaft, wo sie bis gegen 11 Uhr abends tranken. Als L. nun stark angetrunken die Wirtschaft verließ, singend über die Straße zog und wiederholt zu Fall kam, erschien sein Freund V. und versuchte ihn zu beruhigen und mit nach Hause zu nehmen. L. widersetzte sich dem gütigen Zureden seines Freundes, riß sich los und lief beim Friseur W. herein. In der Küche daselbst ergriff er ein Küchenmesser, steckte es in den Rockärmel und ging wieder auf die Straße zurück. Wegen angeblicher Mißhandlung stellte er seinen Freund zur Rede; als V. zurückwich, versetzte er ihm den tötlichen Stich in die untere linke Halsseite. V. lief ihm trotz der Wunde noch nach, ergriff seine Schnapsflasche und zertrümmerte sie auf seinem Kopfe, dann brach er leblos zusammen und verschied innerhalb einiger Minuten. Der Verstorbene war verheiratet und hinterläßt eine Frau mit mehreren unversorgten Kindern. Die heutige Beweisaufnahme, in welcher acht Zeugen vernommen wurden, gestaltete sich sehr einfach infolge des Geständnisses des Angeklagten. Nachdem die Geschworenen die Schuldfrage bejaht und mildernde Umstände bewilligt, erkannte das Gericht auf eine Gefängnisstrafe von drei Jahren.

Rheinland-Westfalen.

‡ **Große Kunstausstellung Düsseldorf 1913.** Eine besondere Attraktion in der Großen Kunstausstellung bilden die monatlich wechselnden Kollektivausstellungen einzelner Künstler; die zur Zeit vertretenen Düsseldorfer Künstler W. Heimig, W. Schreuer und A. Wansleben, die einen interessanten Ueberblick ihres Kunstschaffens aus der letzten Zeit bieten, behalten ihre Ausstellung, aus der übrigens manches Werk dem Privatbesitz zugeführt wurde, nur noch bis Ende des Monats. — Im Vestibül sind die Silberschmiedearbeiten, Bestecke, Garnituren 2c. ausgestellt, die als Hauptgewinn der Ausstellungslotterie im Werte von 50 000 M. vorgesehen sind.

* Düsseldorf, 21. Juni. Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen in Düsseldorf erläßt unter den in den Rheinlanden und Westfalen ansässigen Künstlern ein Preisausschreiben für die künstlerische Ausgestaltung von Hochaltar und Chor in der Immakulatakirche zu Bohwinkel. Für die Ausführung ist eine Vergütung von 15 000 M. ausgesetzt. Außerdem gelangen vier Preise im Gesamtbetrage von 1800 M. zur Verteilung.

* Düsseldorf, 21. Juni. Ein internationaler Hoteldieb, Eisenbahndieb und gewerbs-

Kleines Feuilleton.

* Briefe Gustav Freytags an Albrecht v. Stosch, heißt ein soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienenes Buch. Der Historiker Dr. Hans F. Helmolt hat die Herausgabe geschickt und taktvoll besorgt, so daß dieser Briefwechsel des genialen Dichters und Publizisten in jeder Zeile interessant ist. Was vom Jahre 1864 bis 1895, d. h. in der Zeit zwischen dem ersten und letzten Briefe, politisch oder literarisch die Oeffentlichkeit besonders bewegte, das findet fast ausnahmslos seinen Reflex in diesen Briefen. Vieles, was sich hinter den Kulissen der Weltgeschichte abspielte, wurde Freytag bei seinen Beziehungen zum Koburger Hofe und zu bedeutenden Zeitgenossen bekannt; an den Freund gab er es in seinen Briefen weiter, und so ist die Ausgabe dieser Briefe auch reich an Ueberraschungen für die Oeffentlichkeit. Wie interessant das Buch ist, dafür mag als Beispiel der folgende Brief gelten:

Siebleben, 26. Aug. 1890.

Ich hause hier mit meinem Knaben im Frieden des Dorfes, dem leider eine gute Ernte verregnet. Es fehlt nicht an Bewegung. Einen Tag war ich in Reinhardsbrunn, bat den Herzog, über den letzten Besuch bei Bismarck zu erzählen, u(nd) referiere nach seinen Worten. Ursache des Konfliktes keine Einzelheit, sondern der Kampf um die Herrschaft. Als ich ungeladen nach Berlin kam, sagte der Kaiser sogleich: „Du kommst wegen Bismarck. Es ist mir ganz recht, gehe hin, versuche, was du vermagst, denn so, wie es ist, ann es nicht bleiben." Darauf begann er die Klage: er (Bismarck) saß Monate in Varzin, ich schreibe u(nd) telegraphiere, er soll in der u(rg) der wichtigen Angelegenheit zu einer Besprechung herkommen, er kommt nicht, ja zuletzt antwortet er gar nicht —(?) Das muß anders werden. Also Herzog zu Bism(arck.) Dieser kommt ihm mit Umarmung entgegen u(nd) fängt laut an zu schluchzen. Der Herzog bietet seine Vermittlung an u(nd) referiert ihm die Klagen seines Kaisers. Bismarck antwortet: „Unter seinem Großvater u(nd) auch Vater habe ich es ebenso gehalten; ich brauche in großen Fragen meine Zeit, um mit mir fertig zu werden u(nd) die Dinge vorzubereiten; dieses Zögern von vier, sechs Wochen hat der alte Kaiser immer respektiert." Herzog: „Aber dem jungen Herrn ist das doch nicht zuzumuten." Darauf Bism(arck): „Ja, er selbst will alles leiten, es ist Zeit, daß ich gehe. Man intrigiert gegen mich." Und jetzt kam wie aus der Champagnerflasche die Geschichte mit Böttticher u(nd) dem Schwarzen Adlerorden, die er als die schmerzvollste persönliche Kränkung empfand, so daß der Herzog ganz erstaunt war und sagte: „Um so eine Nichtigkeit wie eine Ordensverleihung können Durchlaucht Schmerz empfinden; dergleichen ist gar nichts, wo es sich um so Ernstes handelt." U(nd) er sprach, wie er berichtete, mit viel gesunder Unbefangenheit über diese Begebung. Aber das wollte nicht helfen, Bismarck fuhr fort, über die Beleidigung zu klagen, und sagte wieder weich: „Ich muß gehn, ich kann nicht bleiben." Es war also vergebens. Der Herzog beurteilt J(ung-)Wilhelm etwa ebenso, wie andere, die wir kennen, über ihn denken. Doch um einige Striche vertrauensvoller: „Seine Reisen sind viel nützlicher, als man glaubt." Der Kaiser sagt: „Man hat mich schlecht erzogen; ich habe keinen großen Hof kennen gelernt, jetzt will ich das nachholen, ich werde nicht immer umherfahren." Und er macht den fremden Herren gute Eindrücke, man glaubt an seine Besonnenheit u(nd) Friedfertigkeit. Zum Kaiser von Oesterreich hat er eine besonders herzliche Zuneigung, die auch einigermaßen erwidert wird. — „Zu mir", sagt der Herzog, „hat er gutes Vertrauen; ich kann es nur erhalten, wenn ich mich nicht aufdränge, sondern ihn kommen lasse." — Dies war das klügste Wort, das er gesprochen; Gott gebe, daß er die Enthaltung habe, danach zu handeln. . . .

* Kiderlen-Wächter mit dem Kaiser auf der Nordlandfahrt. In den „Grenzboten" beginnt der Herausgeber George Cleinow eine Artikelreihe, in der er nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern den Kaiser auf Reisen schildert. Er erzählt zunächst von den Schwierigkeiten, die dem Kaiser in den ersten Jahren durch Bismarck erwuchsen, der alle ihm zu Gebote stehenden Mittel versuchte, um den Herrscher von seinen Reisen zurückzuhalten. Auch in den ersten Briefen Kiderlen-Wächters, den Bismarck außer seinem Sohn Herbert dem Kaiser als Begleiter mitgab, spiegelt sich etwas von den Aufregungen wieder, unter denen die erste Nordlandsreise des Kaisers unternommen wurde. „Der Zeitpunkt der Abreise war allerdings ein recht kritischer," schreibt Kiderlen unter dem 10. Juli, „es handelt sich um nichts weniger, als um eine Kanzlerkrise. . . . ." Und ein Jahr später, als schon Caprivi Reichskanzler war, schreibt er: „Ich hoffe jedenfalls, daß diesmal für mich die Reise dienstlich leichter wird, als voriges Jahr, wo bereits die „Konflikte" anfingen. Schon sehr ernst! Ich durfte damals den Tampon machen, habe mich redlich für die Bismarcks abgeschunden . . ." Jetzt hatte sich die Stimmung auf diesen Nordlandsreisen freilich sehr aufgehellt, und Kiderlen-Wächter, der den Kaiser bei zehn dieser Fahrten begleitet hat, weiß manche heitere Episode davon zu berichten. „Der Kaiser sieht es nicht als Verstoß an," schreibt er in demselben Briefe, „nimmt es vielmehr freundlich auf, wenn man ihn an Deck — falls die Umstände es zulassen — anredet, und oft entwickeln sich daraus Gespräche, die eine bleibende Erinnerung zurücklassen." Gelegentlich stöhnt Kiderlen auch, da ihm die Berichterstattung an die Presse übertragen ist, und er verweist in einem Briefe an seine Schwester auf diese Berichte, die in der „Kölnischen Zeitung" erscheinen sollen. „An der Länge derselben," fährt er fort, „könnt Ihr sehen, was es mir für Mühe macht. Aber der Kaiser drängelt immer danach, ich muß sie ihm vorlesen, er gibt dann auch noch seine Wünsche dazu, und dann gehen Abschriften an die Kaiserin. Die Gegendbeschreibungen finde ich besonders langweilig, aber auf die hält gerade der Kaiser viel. Momentan schwelgt er in Frithjofsage und Fischen, deren er heute fünf gefangen." Das fröhliche, ungezwungene Treiben, an Bord schildert sehr hübsch ein Brief Kiderlens vom 26. Juli 1889: „Die Reise geht nun also doch noch bis zum Nordkap, vor einer Stunde haben wir den nördlichen Polarkreis überschritten. Die Gegend ist wild und großartig, das Wetter prachtvoll. Mein Geburtstag war doch nachträglich herauszukommen, und wurde am 11. Juli nachträglich durch ein von Leutnant v. Hülsen vorgetragenes Gedicht gefeiert, worauf sich der Kaiser erhob und mit mir anstieß. Auf Anstiften Waldersees schenkte mir die Tischgesellschaft einen großen Porzellanhumpen. Ich hoffe, daß Ihr über unsere Erlebnisse genügend durch meine Reiseberichte in der „Kölnischen" informiert seid, und mich auch in dem „in Sandven zur Kur weilenden Landsmann" erkannt habt. Die Abende verlaufen harmlos, teils musikalisch, teils zaubert Hülsen etwas vor, teils muß man irgend etwas aufführen: ich habe schon den Berg aufgeführt und zum allergrößten Gaudium des Kaisers das Licht ausgelöscht!!! Nun werden wir gleich nach Bodö kommen, wo ich diesen Brief auf die norwegische Post gebe. . . . Dann geht es über Tromsö, Hammerfest nach dem Nordkap, von da auf dem Rückweg nach den Lofoten und dann in einer geraden Tour nach Bergen (25. Juli.)"

)—(Die Folgen verschluckter Fruchtkerne. Das Verschlucken von Fruchtkernen, auch kleinerer, kann sehr gefahrbringend sein. Bei längeren Verweilen ist ein Fremdkörper nie gefahrlos, er verbindet sich mit Kalksalzen und kann in Folge seiner Größe und Form Geschwüre und nicht selten tötliche Darmverschlingung erzeugen. Haben die verschluckten Fruchtkerne auch noch nicht bald nach ihrer Aufnahme Beschwerden verursacht, so darf dies doch nicht über die Gefahr hinwegtäuschen, die sie ständig im Körper bereiten, einerseits, daß sie durch langes Liegen chronische Entzündungen und Geschwürbildungen mit daraus entstehenden Narben hervorrufen und dadurch selbst zur Ursache der Verengerung des Darmkanals werden, andererseits daß sie nach Jahren noch alle durch sie möglichen Erkrankungen veranlassen können. Sitzt der Obstkern in der Speiseröhre, so ist das Hinunterstoßen in den Magen nicht ungefährlich, denn auch im Magen kann er zu allerlei Gefahren Veranlassung geben. Finden sich Obstkerne im Magen, so ist die schonendste Behandlung, sie durch Magenspülung zu entfernen. Will man spitze Kerne z. B. die der Pflaumen unschädlich machen, so gibt man, wie man es bei andern spitzen Fremdkörpern zu tun pflegt, Kartoffel-, Reis-, oder Griesbrei, Sauerkraut oder Brod mit viel Butter, Mittel, die ihn einhüllen, um so die Darmwand vor ihm zu schützen.

mäßiger Zechpreller, der Kaufmann Hirt, hatte sich vor der hiesigen Strafkammer zu verantworten. Er hatte in zahlreichen deutschen Städten Hotels aufgesucht, die Reisenden bestohlen und dann, ohne seine Schulden zu bezahlen, das Weite gesucht. In einem Hotel in Leipzig war er unter dem Bett eines Reisenden aufgefunden worden. Während die Polizei geholt wurde, kletterte er an der Dachrinne des Hauses herunter und entkam. In D-Zügen hatte er wiederholt Reisende bestohlen. Am hiesigen Hauptbahnhof wurde er auf Veranlassung eines Kellners, der ihn erkannt hatte, am 5. Mai verhaftet. Das Urteil lautete auf drei Jahre Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte für 10 Jahre.

* Köln, 21. Juni. Bei dem Umbau des hiesigen Hauptbahnhofes ist bei Gelegenheit derr Ausschachtungsarbeiten eine Anzahl irdene und Steinguttöpfe gefunden worden, die nach Ansicht des Direktors des hiesigen Kunstgewerbemuseums aus dem 5. bis 7 und 16. Jahrhundert n. Chr. stammen. — Gestern abend ereignete sich in einem Hause in der Lechenicher Straße in Sülz ein schwerer Unfall. Dort stürzte ein Kind beim Hinabgleiten auf dem Treppengeländer vom dritten Stockwerk in den Hausflur und zog sich so schwere Verletzungen zu, daß es auf der Stelle tot blieb.

Die deutsche Werkbund-Ausstellung Köln 1914.

Von Carl Rehorst.

Die Pläne und Absichten, die bei unserer Jahresversammlung in Wien im Juni des vergangenen Jahres nur in unbestimmten Umrissen angedeutet werden konnten, haben feste Gestalt gewonnen. Die Arbeit ist in vollem Gange, und wenn alle Mitglieder des Deutschen Werkbundes in der Erkenntnis, welche große Bedeutung für dessen weitere Entwicklung dieses Unternehmen hat, sich zu ernster Mitarbeit bereitfinden, werden wir im Jahre 1914 in Köln eine Ausstellung bekommen, die des hohen Standes der deutschen Arbeit würdig ist und reichen Segen bringen wird. Die äußeren Grundlagen für das Gelingen der Ausstellung sind die denkbar günstigsten. Die Stadt Köln hat für die Vorarbeit reiche Mittel und ein geradezu unübertrefflich schönes Ausstellungsgelände zur Verfügung gestellt: Auf der rechten Rheinseite, angesichts des herrlichen, von den Türmen des Domes und zahlreicher anderer mittelalterlicher Kirchen überragten und zu symphonischem Rhythmus abgestimmten Stadtbildes von Köln erstreckt sich längs des hier noch nicht von der befernden Hand des Wasserbauingenieurs berührten Ufers des Rheins die gewaltige Fläche von rund 20 Hektar, belebt durch herrlichen alten Baumbestand, der den künftigen Ausstellungsbauten wirkungsvoller Hintergrund sein wird. Die Verwaltung der Stadt hat sich mit dem Vorstand des Werkbundes zu einem Verein zusammengeschlossen, der, mit Oberbürgermeister Wallraf und Hofrat Peter Bruckmann an der Spitze, der eigentliche Träger des Unternehmens ist. Der Verfasser dieser Zeilen hat das Amt des geschäftsführenden Vorsitzenden übernommen, er wird bei seinen Organisations- und Werbearbeit in wirksamer Weise durch die Generalsekretäre Dr. Wagner und Dr. Coerper und in den künstlerischen und technischen Vorarbeiten durch den Architekten Hohrath unterstützt, ebenso durch die Berliner Geschäftsstelle unter der Leitung von Dr. Jäckh.

Eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten aus verschiedenen Kreisen der Stadt Köln und aller deutschen Gaue haben sich zu tätiger Mitarbeit in Kommissionen und Ausschüssen bereitgefunden, und der bewährten Werbekraft des Kommerzienrats Louis Hagen in Köln, des Vorsitzenden des Finanzausschusses, ist es in kürzester Frist gelungen, den Garantiefonds von 1½ Million Mark, zu dem die Stadt Köln mit einer halben Million den Grundstock gelegt hat, zusammenzubringen.

Welche Bedeutung man in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung unserer Ausstellung beimißt, erhellt daraus, daß auf Fürsprache des unsere Arbeiten in jeder Hinsicht auf das freundlichste und tatkräftigste fördernden Oberpräsidenten der Rheinprovinz Sr. Exz. des Staatsministers Freiherrn von Rheinbaben, der allgemeine Vertreter des Reichskanzlers, der Staatssekretär des Innern Exz. Dr. Delbrück, der Staatssekretär Dr. Reichskolonialamtes Exz. Dr. Solf, der Handelsminister Exz. Dr. Sydow, der Finanzminister Exz. Dr. Lentze, die Minister des Innern, der öffentlichen Arbeiten, der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Exzellenzen Dr. v. Dallwitz, v. Breitenbach und Dr. von Trott zu Stolz, sowie der Landwirtschaftsminister Exz. Dr. Freiherr von Schorlemer-Lieser in das Ehrenpräsidium eingetreten sind. Der österreichische Minister-Präsident Exz. Graf Stürgkh, der österreichische Finanzminister Exz. Zaleski und der österreichische Arbeitsminister Exz. Trnka haben den Geschäftsführenden Vorsitzenden in Audienzen überaus freundlich empfangen und ihm das lebhafteste Interesse der österreichischen Regierung für die Werkbundausstellung zum Ausdruck gebracht. Der Vorstand der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie hat durch einen besonderen Beschluß die Beteiligung an der Ausstellung auf das wärmste empfohlen: ihr um das deutsche Ausstellungswesen hochverdienter Präsident Geh. Kommerzienrat Goldberger in Berlin, hat mit einer größeren Zahl hoher Ministerialbeamter und hervorragender Vertreter der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie unserer Bitte um Eintritt in den Ehrenausschuß in liebenswürdigster Weise entsprochen.

—

So sind die grundlegenden Organisationsfragen in glücklichster Weise erledigt und die Wege für eine großzügige Durchführung der Ausstellung geebnet. Erwähnt sei noch, daß auch bereits eine sich auf die bedeutende Presse des In- und Auslandes erstreckende Propaganda eingeleitet worden ist und daß unsere Werbearbeit allenthalben eine systematische Aufnahme gefunden hat.

Man hat eben überall leicht anerkannt, daß es sich bei unserer Ausstellung nicht um eine jener zahlreichen Ausstellungsunternehmungen handelt, die durch die Fülle der Darbietungen und durch eine Riesenausdehnung des Ausstellungskomplexes gewaltige Massen urteilsloser Besucher anzulocken bemüht sind, sondern daß wir etwas Besonderes wollen und vollbringen: eine Heerschau über die besten Kräfte der deutschen Arbeit. Wir haben und wollen keinen anderen „Clou" unserer Ausstellung als die Qualität unseres Ausstellungsgutes: Qualität nach Material, Technik und Form, erzeugt durch Zusammenarbeit von Handwerk, Industrie und Handel mit dem Künstler.

Diesem Leitgrundsatz entsprechend, den so streng durchzuführen wir uns bemühen werden, wird der Kreis unserer Aussteller ein beschränkter sein, und unsere Hallen werden im Vergleich mit denjenigen anderer Ausstellungen keine allzugroßen Flächen bedecken. Mit der Durchführung des Qualitätgedankens wächst aber auch die Schwierigkeit der Finanzierung des Unternehmens: denn einmal muß schon bei der künstlerischen Durchbildung der Bauten ein hoher Maßstab angelegt werden, der auch die Aufwendung beträchtlicher Mittel erfordert, dann aber wird mancher bedürftiger Künstler und Handwerker, der Tüchtiges leistet, von der Platzgebühr ganz oder teilweise befreit werden müssen. Die Ausstellungsleitung wird hierin, so weit es irgend vertretbar ist, entgegenkommen, sie richtet aber auch an dieser Stelle an alle Mitglieder des Werkbundes und an alle Aussteller im Interesse des Gelingens und wirksamen Erfolges unserer Ausstellung die dringende Bitte, in dieser Hinsicht ihre Wünsche und Forderungen nicht zu weit zu stecken. Wenn auch die Stadt Köln in einsichtsvoller Würdigung der großen Kulturaufgabe, welche diese Schau der deutschen Werkkunst zu fördern gewillt ist, sich zu großen Opfern bereit gefunden hat — finanziell Unmögliches zu leisten ist selbst sie, die blühende Metropole der Rheinlande, nicht imstande. Alle Mitglieder des Werkbundes und alle diejenigen, welche die große nationalwirtschaftliche Bedeutung seiner Ziele und Bestrebungen zu würdigen verstehen, müssen erkennen, daß von dem Erfolge dieser Ausstellung der Erfolg ihrer eigenen Arbeit auf das bedeutsamste beeinflußt werden muß, und sie müssen deshalb zu Opfern bereit sein. (Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

* Frankfurt (Main), 21. Juni. Die Strafkammer verurteilte die praktischen Aerzte Dr. Max Bachem und Dr. R. Spohr wegen Vergehens gegen das Reichsseuchengesetz zu je 300 Mk. Geldstrafe, unter Freisprechung von der Anklage der fahrlässigen Körperverletzung in fünf Fällen und der fahrlässigen Tötung in einem Falle. Die Angeklagten hatten es verabsäumt, bei dem Ausbruch einer Pockenepidemie bei der elf Personen erkrankten, darunter Dr. Spohr selbst, Anzeige der Behörde zu erstatten, wie es ihre Pflicht gewesen wäre.

* Vierhundert Jahre im Dienste einer Familie. Ein wohl noch nie dagewesener Fall von ununterbrochener Tätigkeit von Geschlecht zu Geschlecht bei denselben Arbeitgebern und deren Nachkommen wurde dieser Tage auf dem der gräflichen Familie Eulenburg gehörigen Gute Gallingen in Ostpreußen gefeiert, wo seit 400 Jahren die Arbeiterfamilie Spannkrebs im Dienste bei den Grafen Eulenburg steht. Einem Geschlecht in beiden Familien folgte das andere bis auf den heutigen Tag. Dieses 400jährige Dienstjubiläum, das jedenfalls einzig dasteht, wurde von den Gutsinsassen und der Gutsherrschaft festlich begangen.

— Die feine Schule. „Wie gefällt es Ihrer Tochter auf der feinen Schule, auf die Sie sie schicken?" „Oh, sehr gut, aber sie klagt, daß sie keine Zeit zum Lernen hätte."

Handel und Verkehr.

Schiffs-Nachrichten.

Hafenverkehr im Rhein-Erft-Hafen zu Neuß.

Angekommen am 20. Juni: Schiff „Lady Jeanne", Schiffer Smet, mit Rapssaat von Antwerpen. Schiff „Hans", Schiffer Kövelar, mit Hanf von Antwerpen. Schiff „Irma", Schiffer Laaren, mit Holz von Rotterdam. Schiff „Neuw Zorg", Schiffer Lohbach, mit Stückgut von Antwerpen. Schiff „Jeanne", Schiffer Luyck, mit Phosphat von Lüttich. Schiff „Zeelandia", Schiffer Kriessels, mit Rapssaat von Antwerpen. Schiff „Anna Maria", Schiffer Knipers, mit Leinsaat von Antwerpen.

Abgegangen am 20. Juni: Schiff „Neeltina", Schiffer Veling, mit Bindegarn nach Rotterdam.

Angekommen am 21. Juni: Schiff „Otto Margarethe", Schiffer Schule, mit Zement von Amöneburg. Schiff „Pauline", Schiffer Beckmann, mit Kies von Uedesheim. Schiff „Wilhelmina", Schiffer v. Dam, mit Leinkuchen von Rotterdam. Schiff „Durme", Schiffer Weerdt, mit Weizen von Antwerpen. Schiff „St. Antoine", Schiffer Vastree, mit Saat von Antwerpen.

Abgegangen am 21. Juni: Schiff „Cöln 7", Schiffer Stumm, mit Mehl nach Mannheim. Schiff „Josefine", Schiffer Müsig, mit Kohlen nach Mannheim. Schiff „Robert Sinner", Schiffer Page, mit Kohlen nach Mannheim.



Haut- und Harnleidende müssen alle Speisen und Getränke meiden, die dem Körper Reizstoffe zuführen, und finden in dem reizlosen, neutralen „Kufeke" eine Kost, die für die Dauer der Erkrankung die zweckmäßigste ist. „Kufeke" bietet neben den Vorzügen der Nahrhaftigkeit und leichten Verdaulichkeit die eines angenehmen Geschmackes und einer verschiedenartigen Zubereitungsmöglichkeit; — verlangen Sie die „Kufeke"-Kochrezepte, die in Apotheken und Drogerien gratis verabfolgt werden.

„Kornfranck" das neuzeitliche Familiengetränk ist kein Bohnenkaffee. Er ist einheimisches Gewächs und einheimisches Fabrikat, im Geschmack aber dem Bohnenkaffee nahe verwandt.

5F

Gras-Verkauf zu Büttgen.

Die Gemeinde Büttgen läßt am **Mittwoch, den 25. Juni cr., nachmittags 4 Uhr** im Lokale von Wilhelm Becker zu Vorst den diesjährigen Grasaufwuchs ihrer im großen Broich (Wattmannstraße) gelegenen Wiesen und zwar **109 Nummern** (über 100 Morgen) öffentlich meistbietend gegen Bürgschaft verkaufen.

Die Wiesen sind regelmäßig mit Kalkmit und Thomasmehl gedüngt worden. Sämtliche Parzellen liegen an Wegen.

Büttgen, den 17. Juni 1913.

Der Bürgermeister: **Grootens.**

Abgeschlossene **3 Zimmer** Wohnung zu vermieten. Näheres Marienstraße 86, part.

2. Zimmer **1. Etage** zu vermieten. Näh. Citadellstr. 2 a.

Agent sofort gesucht. O. Jürgensen & Co., Zig.- u. Zigarett.-F. Hamb. 22.

Selbständiger **Metzgergeselle** gesucht. **Carl Baum,** Büttgerstraße 61.

Ordentlicher, kräftiger **Junge** findet sofort Stelle als **Laufbursche.** Wo, sagt die Geschäftsstelle.

Besseres, sauberes **Mädchen** von einem jungen Ehepaar gesucht. Etagenwohnung mit Zentralheizung und allen Bequemlichkeiten. Näh. **Wwe. C. Dornseiffer, Ratingen,** Mülheimerstraße 55.

Für die Reise

sehr praktisch und übersichtlich zusammengestellt ist unser für das Sommerhalbjahr erschienene **Taschen-Fahrplan.** Er enthält ausser sämtlichen in Betracht kommenden Strecken der Staatsbahn die Fahrpläne der Rhein-Dampfschiffahrt, der niederrheinischen Kleinbahnstrecken und der Omnibusverbindungen des hiesigen Bezirks, die Fahrzeiten der städtischen Strassenbahn sowie zwei Register mit Fahrpreisverzeichnis und kostet in der **Geschäftsstelle der Neuss-Grevenbroicher Zeitung**

nur 10 Pfg.

M. Schönen, Hülchrath empfiehlt sämtliche emaill. lackierte und verzinkte **Haus- und Küchengeräte** Werkzeuge, Geflecht, Draht, Wasch- und Viehkessel Waschmaschinen, erstklassige Herde und Oefen der Stromberger Neu-Hütte etc.

PATENT-BÜRO KÖCHLING Ing. Heinr. Hövel, Hüttendirektor a. D. Auskunft und Broschüre kostenlos. **Düsseldorf,** Wilhelmplatz 9, gegenüb. Hauptbahnh. neben Café Industrie, Fernruf 5742.

Terrazzo- und Cementwarenfabrikation, Stufen, Spülsteine, Mauer-, Kamin- und Pfeiler-Abdeckplatten, Kaminkasten, Zaunpfosten, Grenzsteine 2c. in bester Ware liefert zu äußerst billigen Preisen **Albert Gustorf,** Neuß, Tel. 103. Kunststeinfabrik und Cementwarenfabrik. Größtes Lager im Kreise Neuß u. Grevenbroich.

Herren mit trockenem, sprödem oder dünnem Haar sei zwecks Anregung eines **vollen, kräftigen** **Haarwuchs-** es, bezw. der Haarwurzeln folgendes bewährte u. billige Rezept empfohlen: Wöchentlich 1maliges Waschen des Haares mit Zuckers kombiniertem Kräuter-Shampoon (Pak. 20 ₰), daneben möglichst tägliches kräftiges Einreiben des Haarbodens mit Zuckers Original-Kräuter-Haarwasser (Fl. 1,25 u. 2,50 ℳ), außerdem regelmäßig. Massieren der Kopfhaut mit Zuckers Spezial-Kräuter-Haarnährfett (Dose 60 ₰). Großartige Wirkung, von Tausenden bestätigt. Echt bei **W. Becker,** Drog.

Aufpolstern v. Sofas 5 Mk., Matratzen 3 Mk. Mühlenstraße 40. Karte genügt.

Rino-Heilsalbe wird bei **Verletzungen, Flechten und alten Wunden, Hautausschlägen, bösen Fingern und Bartflechten** angewendet. **Dose M. 1.15 u. 2.25** zu haben in allen Apotheken. Verlang Sie nur Rino

Zaunpfosten aus Eisenbeton liefern billigst (auch fertige Zäune) **Gebrüder Klein, Neuß,** Kunststeinfabrik, Tel. 497. Venloerstr. 30/34

Ziehung am 4. u. 5. Juli 1913 im Dienstgebäude der Königl. Gen.-Lotterie-Direkt. in Berlin. **Hannoversche Lotterie** zu Gunst. d. Nordwestgruppe d. Deutschen Luftfahrer-Verband. 133333 Lose. 5084 Gewinne im Werte von Mark **133330** Hauptgewinne im Werte von Mark **50000 20000 10000** usw. usw. Lose à 3 M. (Porto und Liste 30 Pfg. extra.) 5 Lose aus versch. Tausend M. 15. Gemischt. Porto u. Liste M. 15. Zu hab. bei d. Kgl. Lotterie-Einnehm. u. in all. Lotterie-Gesch. **A. Molling,** Hannover u. Berlin W. 9, Lennéstraße 2. Lose-Vertriebs-Gesellschaft Kgl. Preuß. Lotterie-Einnehm. Berlin C. 2, Burgstraße 27.

Nußkohlen 3, fuhrenweise Ctr. 1,05 M Niederwallstraße 23.